

**Zeitschrift:** Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde  
**Herausgeber:** Bernisches historisches Museum  
**Band:** 45 (1983)

**Artikel:** Geschichte der bernerischen Staatsumwälzung im Jahre 1798  
**Autor:** Wyttensbach, Johannes  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-246257>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Geschichte der bernerischen Staatsumwälzung im Jahre 1798

Von Johannes Wytttenbach

*Vorbericht:* Die Veranlaßung zu dieser kurzen Geschichte war die an den Verfaßer gelangte Aufforderung eines außer Lands sich befindlichen Anverwandten<sup>8</sup>, ihm von der vorgefallenen Staatsumwälzung seines Vaterlandes und den damit verbundenen Begebenheiten Kenntniß zu geben.

\* \* \*

Seit langer Zeit schon befürchtete man in der Schweitz allgemein, die französische Republik werde nicht zugeben, daß wir unsre alte Staatsverfaßung bey behalten, sondern werde auch von uns verlangen, daß wir eine Regierungsform annehmen, welche der ihrigen näher komme. Die Batavische und die Cisalpinische Republik<sup>9</sup> schienen deutlich genug uns zu zeigen, was unser Schiksaal seyn werde. Solange der Krieg auf dem festen Lande fortdauerte, sicherte uns unsre Lage vor gewalt samen Maaßregeln; aber mit banger Erwartung sahen wir dem abzuschließenden Frieden entgegen. Wir ahndeten nur zu wahr, denn in Campo Formio<sup>10</sup> ward unsrer föderativen Verfaßung das Todesurtheil gesprochen. Von dem Zeitpuncte an ward planmäßig gegen uns gearbeitet. Hier ward das Veltlin von der Schweitz abgerissen<sup>11</sup>, und dort verlangte Frankreich den Durchpaß durchs Wallis, der ihm doch abgeschlagen ward. An den Gränzen der Italianischen Landvogteyen fielen unangenehme Neutralitätsauftritte vor, insbesonder aber waren die französischen Emigranten ein weites Feld zu allerley Neckereyen und Beschwerden. Aus gewanderte und geächtete Waadländer, beson ders der Oberster La Harpe<sup>12</sup>, fanden in Paris geneigtes Gehör und arbeiteten äußerst thätig durch Zeitungs Artikel und andere Schriften gegen die Berner Regierung. Einer höchsten Empfehlung zu ihren Gunsten soviel als gewiß, kam man derselben durch eine freywillige, nur wenige Ausnahmen leidende Amnestie zu vor, von welcher doch La Harpe selbst ausgeschlossen blieb. Nun brach der 18. Fructidor [= 4. September]<sup>13</sup> herein, ein Tag, der auch unser Schiksaal entschied. Barthelemy, unser emahlinger geschätzter Groß bothschafter, welcher so manchen Sturm uns abgewendet hatte, ward gestürzt<sup>14</sup>. Schneller als noch nie folgten jetzt soviele Reclamationen, und selbst in der Schreibart bemerkte man eine ungünstige Änderung. Dahin gehören immer erneuerte Beschwerden gegen die Duldung einiger weniger Emigrirter oder die Nichtexecution der daherigen Decrete; das Verlangen, daß allen Schweitzern, welche politischer Verbrechen willen bestraft worden waren, eine völlige Vergeßlichkeit zugesichert werden solle; die Abschaffung der ehemaligen französischen Orden; mehrere Klägden<sup>15</sup> gegen angestellt gewesene Personen; insbesondere aber die anbegehrte Entfernung des königlich Großbrittanischen Ministers Wickham<sup>16</sup>, der mittlerweile von seinem Hofe selbst zurückgezogen ward. Diese letztere Zumuthung, verbunden mit der gespannten Lage, in welcher wir uns gegen Frankreich befanden, bewog die Regierung, zwey Deputirte auf Paris abzuschicken<sup>17</sup>; allein nicht nur konnten sie nicht vor dem Directorium erscheinen und ihr Creditiv<sup>18</sup> da abgeben, sondern es ward

ihnen nach Verlauf einiger Wochen ein höfliches, aber doch formliches Consilium abeundi ertheilt. Während dieser Zeit und nachher ward dem Preßunfuge und der Verleümdungssucht der Journalisten, wofür die Deputirten bestimmt nachgesucht hatten, gar kein Einhalt gethan; im Gegentheil, ihre Gegenwart hatte unsre Feinde nur noch mehr aufgebracht, und es ward aus Übel Ärger.

Gegen das Ende des Jahres 1797 verfinsterte sich unser politischer Horizont immer mehr: schwarze Wolken stiegen hoch empor. Ein Tag<sup>19</sup> ward nach Aarau ausgeschrieben, um wo möglich das Ungewitter abzuwenden. Den gefallenen Äußerungen nach zu urtheilen herrschte da die schönste Harmonie; man zeigte ächt schweizerische Entschloßnenheit: aber, wie der Erfolg bewies, ohne Kraft und That. – Nur die Regenten, nicht die Regierten saßen zusammen; wenige kannten die wahre Lage der Dinge oder durften sich frey darüber äußern. Nach zwey monatlichen Sitzungen erneüerten endlich alle Gesandschaften, Basel ausgenommen, mit feyerlichem Eidschwur die alten Bünde. Es war wie die letzte Zuckung des Sterbenden.

Zu eben dieser Zeit brach auf einmahl in [Grau-]Bündten eine innre, ziemlich friedliche und ganz unblutige Revolution aus, – alldiweil auf der entgegengesetzten Seite der Schweiz französische Kriegsvölker die Bischoff Baselschen inner den eidsgenößischen Gränzen gelegenen Länder in Besitz genommen und sich in die Rechte des Fürsten Bischoffs subrogirt<sup>20</sup> hatten. So verschafften sie sich ohne Schwertstreich durch unsre wichtigsten Päße den Eingang bis ins Innre der Schweitz. Laut äußerten sie sich schon damahls, ihre Absicht wäre, Bern und Solothurn zu überfallen.

Groß war bey uns die Bestürzung über dieses so unerwartete Ereigniß. Man berief Eidsgenößische Repräsentanten von den mehresten Cantonen und both Truppen auf, um sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Überhaupt zeigte sich das Volk, was aber nur von dem deütschen Canton zu verstehen ist, ganz willig dazu. Fast alle Gemeinden und Landschaften kamen mit den rührendsten Adreßen von Treüe und Ergebenheits Versicherungen ein; doch gabs einzelne Personen, die entgegengesetzte Gesinnungen äußerten. Es entstanden revolutionaire Proceduren, doch nur in geringer Anzahl und von weniger Bedeutung, aber deswegen wichtig, weil Frankreich sich der Ruhestörer annahm, ihnen Schutz zusicherte, die Regierungsglieder für ihr Leben und ihre Sicherheit persönlich verantwortlich machte und die Einstellung der angehobenen<sup>21</sup> Proceduren anbegehrte, worauf man jedoch aber keine Rücksicht nahm. Ebenso kamen Beschwerden gegen unser Truppenaufgeboth, das ein feindseliges Benehmen gegen Frankreich seyn sollte, ein. Seine Absicht war doch am deutlichsten aus dem Arrete<sup>22</sup> des französischen Directorium vom 8. Nivose ([28.] Dec. 1797) zu erkennen, welches die Regierungsglieder von Bern und Freyburg für alles das persönlich verantwortlich macht, was den Waadländern begegnen möchte, welche sich zu Wiedererlangung ihrer alten Rechte und Freyheiten an das Directorium wenden würden. Obschon dieses Arreté nur auf das Welschland Bezug haben sollte, so wurden doch Abdrücke davon von Paris aus mit einer besondern Anrede an die Ementhaler auch in diese Landschaft, und zwar in deütscher Sprache, ausgestreüt.

Bekanntlich war die Waadt derjenige Theil des Landes, der mit der Regierung am wenigsten zufrieden war und der sich, wenn nicht ganz frey, doch von Bern weniger abhängig zu machen wünschte. Gleichheit der Sprache, Nachbarschaft mit Frank-

reich, mannigfaltiges Verkehr, ein gewißer Grad von Cultur und eine unbändige Sucht nach Herrschaft und Gewalt machten diese Landschaft vor allen übrigen zu einer Revolution reif. Schon seit 1789 äußerten sich Spuren davon, die 1791 einen ordentlichen Ausbruch nahmen<sup>23</sup>, damals aber durch aristocratische Übermacht unterdrückt werden konnten. Allein die ausgefälten Strafurtheile erzeugten nur eine mehrere Abneigung, und diese wuchs mit jedem Jahre, weil die Verrostung von Befreyungen mancherley Arten von Beschwerden stäts unerfüllt blieb, doch aber auch in Zeiten allgemeiner Gährung nicht wohl in Erfüllung gehen konnte. Diese Bern ungünstige Stimmung suchten vaterländische Journalisten und einige eingeborene Schriftsteller, La Harpe und Cart<sup>24</sup>, deren Werke den wahren Verhalt der Dinge wenn nicht ganz lügenhaft darstellen, doch äußerst schief und einseitig vortragen und gewaltig übertrieben, mit vieler Geschicklichkeit, vorzüglich aber mit rastloser Betriebsamkeit zu unterhalten und zu vermehren. Bey dieser Thätigkeit unsrer Feinde verhielten wir uns hingegen ganz leidend. Die Regierung, sich auf die gute Sache verlaßend und ihrer redlichen Absichten bewußt, sah alle diese Anfälle mit Verachtung an. Ihnen im Lande selbst entgegen zu arbeiten, dazu waren die Amtleute<sup>25</sup> wohl zu unfähig, und den meisten Particularen<sup>26</sup> gebrach es an dem zu dergleichen Geschäften erforderlichen Intrigen Geiste oder an Sachkenntniß, an gehöriger Muße oder auch am guten Willen. Kurz, die Waadt ward sich selbst, das ist der geheimen Leitung einiger Schwindelköpfe, überlaßsen; die für die Regierung gestimmten durften sich nicht mehr äußern, und das Land ging verloren. Auch hier wie fast überall siegte der Terrorismus; eine thätige Minorität unterjochte die weit überlegene Menge.

Erst gegen Ende des Jahres 1797 würdigte die Regierung dieses Land einer mehreren Aufmerksamkeit; aber es war zu spät. Dieß war unser gewöhnlicher Fehler. Wir versäumten gemeinlich den rechten Zeitpunct und entschloßen uns erst denn zu einer Maaßregel, wenn man sie nicht mehr annehmen wollte oder wenn sie nicht mehr angehen konnte. So ging es auch hier. Die Commision, welche man auf Lausanne abordnete<sup>27</sup>, kam zu spät und bestand zudem noch aus alten, schwerfälligen Männern, die dem Auftrage keineswegs gewachsen waren. Und kaum waren sie eingetroffen, so änderte sich die Lage der Dinge vollkommen. Frankreich hatte das Erguel besetzt<sup>28</sup> und bedrohte von da das nur wenige Stunden entfernte Bern, und zu gleicher Zeit erschien das oben angeführte berüchtigte Arreté vom 8. Nivose. Dieses Decret ward plötzlich in mehreren Nachdrücken und in zahlloser Menge im ganzen Lande ausgestreut, ohne daß eine gesetzliche Authorität es hätte wagen dürfen, einem solchen Unfuge Jnhalt zu thun. Natürlich mußte ein so glücklicher Erfolg die Ruhestörer immer dreister machen, da hingegen alle übrigen dadurch geschreckt und gelähmt wurden.

Jenes Arreté war wie das Signal zum Ausbruch. Von da an entstanden mehrere Clubbs, und überall wurden Committees organisirt, die sich bald in einem Central-Ausschuß vereinigten. Petitionen mancherley Art, theils an Bern, theils aber auch an das französische Directorium wurden entworfen und umgebothen. – Nach und nach kamen die Committees dahin überein, von Bern die Abhaltung einer Nationalversammlung anzugehen. Hiegegen walteten leicht einzusehende Bedenken, aber die Revolution, welcher, sey es aus Furcht vor den anmarschirenden französischen Truppen

oder wegen der unthätigen Schwäche der obrigkeitlichen Commiſſion in Lausanne, sich Niemand widersetzen durfte, nahm einen so raschen Gang, daß die Regierung mit ihrer Untersuchung zu spät kam und keinen Beschuß mehr darüber nehmen konnte. Um die Gesinnungen der sämtlichen Einwohner zu prüfen, ließ sie hingegen die ganze waffenfähige Mannschaft nebst allen ihren Vorgesetzten auf 19 Sammelplätzen zusammenkommen und verlangte von ihnen den Eid der Treue.

Außer an 3 Orten ward er überall geleistet<sup>29</sup>; jedoch hin und wieder mit Restrictionen und besonders bey den Städtern auf eine sehr zweydeütige Weise. Während dieser Zeit versuchte man alle Mittel der Schonung: väterliche Proclamationen, vertrauliche Unterredungen, die Niedersetzung einer Commiſſion zu Untersuchung der Landesbeschwerden und die Aufstellung einiger Militzen, doch bloß als Policeywache zu Handhabung der guten Ordnung und der gesetzlichen Gewalt. Man nahm sich sehr in Acht, keinen falschen Schritt zu thun. Allein bey dieser Handlungsweise nahm die Gährung immer zu, so wie die Verbindungen mit den französischen Civil- und Militairbehörden. Die Druckerpreſſen standen nur noch den Insurgenten<sup>30</sup> zu Gebothe, und alle obrigkeitlichen Beamten waren in ihrer Authorität gelähmt. Es sollten deswegen endlich militairische Maaßregeln ergriffen werden. Allein die Furcht vor Frankreich, deſſen Truppen sich auf unsren Gränzen vermehrten, behinderte alle Execution, woran freylich auch das sonderbare Benehmen des Comandanten, des durch seine gelehrten Arbeiten bekannten Obersten von Weiß<sup>31</sup>, großen theils Schuld gewesen seyn mag. Wenn aber schon die Truppenaufstellung ganz fehlschlug, so fürchteten dennoch die Waadtländer, Bern möchte Gewalt gegen sie gebrauchen. Sie gaben daher ihrer Organisation eine mehrere Consistenz, wozu ihnen die Rückkreise oder die Flucht der obrigkeitlichen Commiſſion trefflich diente. Wirklich beriefen sie eine Hauptversammlung aller Deputirten des Landes zusammen. Bevor aber diese noch eintreffen konnten, langte die gedoppelte Nachricht ein, daß einige Bataillons deutſcher Militzen gegen das Welschland im Anmarsch seyen und daß das Directorium in Paris die Waadt als Republique lémannique anerkannt habe. Jetzt war an keinen Gehorsam mehr zu denken, um so da mehr als die französischen Truppen im Pais de Gex den Befehl hatten, auf erstes Begehr der Waadtländer denselben zu Hülfe zu zueilen. Überall bemächtigten sich die Committees der obrigkeitlichen Güter; man pflanzte Freyheitsbäume und verschickte alle Landvögte. Zur Ehre der dortigen Einwohner muß doch gesagt werden, daß kein Schloß geplündert worden ist. Die meisten<sup>32</sup> konnten ihre Effecten gleich mitnehmen, und den andern ließ man sie nachher verabfolgen.

Die zufällige, durch ein unbesonnenes Betragen sich selbst zugezogene Todschießung zweyer Husaren Ordonanzen, die einen französischen Adjutanten begleiteten, gab dem commandirenden Generalen den erwünschten Vorwand, ins Welschland vorzurücken<sup>33</sup>. Bald ward die ganze Landschaft mit diesen Truppen, an welche sich nun auch einige Bataillons Vaudois anschloßen, besetzt, um die Revolution im ganzen Lande zu vollenden und sich dem erwarteten Vordringen unsrer deutſchen Mannschaft zu widersetzen. Von dem an war keine Gemeinschaft mehr zwischen Bern und der Waadt. Alle Güter, welche Burgern der Stadt Bern zugehörten, wurden sequestriert. Doch hat man diese Maaßregel bald sehr gemildert, und in kurzem

gelangten sie wieder zum Besitz derselben. Im Ganzen haben sich die Vaudois, als Revolutionairs betrachtet, sehr vernünftig betragen. Gewaltthätigkeiten wurden keine verübt. Man hörte nichts von Arrestationen. Obschon als Lemannische Republik zu einem selbständigen Staate erhoben<sup>34</sup>, wünschten sie immer, Schweizer zu bleiben. Mit vieler Begierde nahmen sie daher und von allen Ländern der Schweiz zuerst den Entwurf der helvetischen Staatsverfaßung an. Sie schickten auch gleich nach der Übergabe unsrer Stadt Deputirte auf Bern, um den revolutionairen Sitten gemäss mit uns, das ist mit der damahlichen Provisorischen Regierung, zu fraternisiren und sich, freylich in einem ganz verschiedenen Verhältniße, wieder mit uns zu vereinigen. Es sind auch überhaupt alles mehr oder weniger rechtliche Leüte, welche bey ihnen zu Stellen gelanget sind. Unter den Landleüten gibts zwar viele Unzufriedene. Sie finden sich in den Hoffnungen, welche die Städter ihnen vorspiegeln, gewaltig getäuscht. Sie sind daher wirklich ungehalten auf ihre Verführer. In dieser Rücksicht ist ihre Lage mit der unsrigen sehr verschieden. Bey ihnen machte sich die Revolution, wenn schon unter fremder Einwirkung, dennoch bloß von innen heraus; uns hingegen ward sie durch fremde Macht aufgedrungen.

Im Monat Jänner 1798 schon hatte sich das Welschland, der dritte Theil unsers ehemahlichen Cantons, von uns losgerissen. Diese Begebenheit war von den größten Folgen auch für uns selbst. Daß auch unser Bern einer Revolution oder doch einer beträchtlichen Staatsreform nicht entgehen würde, das hatte jeder Vernünftige längst schon zugegeben. Man war aber allgemein der Meinung, jeder Versuch von Verbeßierung, jede Neuerung würde gleich eine gänzliche Staatsumwälzung nach sich ziehen. So scheute man sich vor jedem darauf Bezug habenden Vorschlage. Wer von der Nothwendigkeit sprach, dem Geist des Zeitalters nachzugeben, den vertagte man auf ruhigere Zeiten. So ward ein erst noch Anfangs Decembers gethaner Antrag, das Interesse der Angehörigen des Staats mit dem der privilegirten Claßen zu vereinigen, unbehandelt gelassen. Gegen das Ende Jänners wirkten aber die in Basel bereits consimirte<sup>35</sup> Revolution, der Gang der Dinge in der Waadt, die französischen Truppen Vermehrungen in den ehemaligen Bischoff Baselschen Landen und die uns von daher immer mehr drohende Gefahr soviel auf die Regierung, daß den 26. Jänner der erste Schritt zu einer Selbstrevolutionirung gethan ward. Ein Mitglied des großen Rethes<sup>36</sup> trug darauf an: daß von dem ganzen Lande Volksrepräsentanten gewählt werden möchten, um mit ihrer Obrigkeit sich über das Wohl des Vaterlandes zu berathen. Das Gefahrvolle dieses Vorschlags sah man allgemein ein; aber dennoch fand man die Sache dringend nothwendig. Der Antrag ward daher einmuthig angenommen. Zehen dieser Ausgeschoßenen gab die Burgerschaft der Stadt Bern, zehen andere gaben die übrigen Städte und 32 die Landschaften des deütschen Cantons. Diese Wahlen fielen überhaupt vorzüglich gut aus. Indeßnen hatte doch eben diese Maßnahme eine nicht geringe Gährung unter unsrer Burgerschaft veranlaßet, die jedoch, ohne daß ein öffentlicher Auftritt geschehen wäre, wieder gestillt werden konnte. Auf dem Lande aber machte diese Verfügung wenig Sensation. An den meisten Orten hätte man deßen gar nicht begehrт.

Von dem Augenblicke dieses Decrets an sah man deßen Erfüllung oder dem wirklichen Eintritte der berufenen Volksrepräsentanten mit banger Erwartung entgegen.

Nicht nur sah man die großen Ereignisse vor, welche dadurch würden bewirkt werden, sonderen die Regierung fühlte sich unterdeßen wie gelähmt. Wichtige Begebenheiten schienen dringend entscheidende Beschlüsse zu erheischen, aber die Regierung trug billig<sup>37</sup> Bedenken, ohne Zuthun der aufgerufenen Volksrepräsentanten etwas zu verfügen, wovon das Heil oder vielleicht der Umsturz des Vaterlandes abhing. Diese Lage, die vom 26. Jänner bis zum 2. Februar dauerte, war für jeden nicht ganz gefühllosen Regenten äußerst beklemmend. In diesem kurzen Zeitraum von Sechs sehr lange scheinenden Tagen fielen folgende Ereignisse: das wirkliche Einmarschiren französischer Truppen in die Waadt und ihre Vermehrung im Erguel, was ein hiesichtiges Aufgeboth von etwa 17000 Mann unvermeidlich machte; die erneuerten Neckereyen wegen der angehobenen oder bereits beurtheilten Proceduren über revolutionaire Vergehen. Der Anfang der Revolution im Aargau, wo mehrere Bataillons angestanden hatten, ob sie unters Gewehr treten und marschiren wollten? wo ins besondere mehrere Officiers es bestimmt ausschlugen und wo drey Städte keine Truppen aufnehmen wollten, wo auch der französische Minister Mengaud<sup>38</sup> den ungehorsamen Ortschaften Schutzbriebe in Menge ausstellte, wo Aarau insbesondere, an welchem Orte Mengaud sich lange aufgehalten hatte, Anstalten machte, den Freyheitsbaum zu setzen und sich zum Hauptorte eines neuen Cantons, des Cantons Aargau, der allein auf Kosten des unsrigen gebildet werden sollte, zu erheben. Auch fiel noch in diese Epoche das Vorrücken der französischen Truppen bis in die Gegend von Murten.

Endlich erschien der lang ersehnte 2. Februar, den man indeß doch als den Sterbetag unsrer Republik zu beweinen hat. Die Volksrepräsentanten traten in unsre Versammlung<sup>39</sup>, und es ward gemeinsam von ihnen und dem großen Rathe, deß integrirten Theil sie von nun an waren, an diesem und dem folgenden Tage erkennt: es müßte eine neue, auf Freyheit und Gleichheit gegründete Constitution nach dem Geiste des repräsentativen Systems gemacht werden. Dieß war der Sinn des Decrets, der Ausdruck deßelben war aber mit künstlicher Spitzfindigkeit so auf die Schrauben gesetzt, daß man wirklich daran zweifeln wollte: ob es auch Ernst damit sey? Eben so vermied man mit ängstlicher Bedächtlichkeit die Erklärung, daß die damahlige Regierung unterdeß nur als provisorisch anzusehen sey. Offener gingen hierin unsre Miteidsgenoßen zu Werke, die um die gleiche Zeit ähnliche Beschlüsse nahmen, aber sich dabey mit viel mehr Bestimmtheit geäußert hatten. Der schwankende, verschrobene Ausdruck unsers Decretes war für uns wirklich von nachtheiligen Folgen.

Der Monat Februar verstrich unter abwechselnden Negotiationen<sup>40</sup>. Es wurden deren sowohl zu Basel mit dem Minister Mengaud als aber zu Petterlingen<sup>41</sup> mit dem commandirenden Generalen Brune gepflogen. Auch unsre Eidsgenoßen nahmen Theil daran. Gern hätte man sich zu billigen<sup>42</sup> Bedingungen verstanden; aber umsonst. Immer hätten wir unsre Unabhängigkeit, unsre Selbstständigkeit einschlagen müssen. So wenig wie späterhin wollte man uns den freyen Willen lassen, uns eine Constitution nach unserm Bedürfniße zu machen. Die Basis der Negotiationen war immer Einheit und Untheilbarkeit der helvetischen Republik, verbunden mit einem democratisch repräsentativen System. Zugleich berief man sich auf den bereits gedruckten Entwurf, der wegen des gesetzlichen Directorial Despotismus überall mißfallen hatte<sup>43</sup>. Es ward auch die Niederlegung der Regierung gefordert, und wie man

allgemein glaubte, so würden wir, wenn man auch alles eingegangen wäre, dennoch französische Truppen erhalten haben. Die Unterhandlungen zerschlügen sich also, wozu auch die Stimmung des Volkes nicht wenig beytrug, das lieber den Krieg wollte und der Regierung wegen ihres Zauderns nicht wenig Vorwürfe machte. In einer der wichtigsten Räth und burgerlichen Versammlungen<sup>44</sup>, wo eben über die Vollmacht an den commandirenden Generalen von Erlach<sup>45</sup> deliberirt<sup>46</sup> ward, stimmten selbst alle Volksrepräsentanten Mann für Mann und laut für die Ertheilung der ausgedähnten, ihn zu einem Angriffe begwältigenden<sup>47</sup> Vollmacht.

Ein Vorfall von Wichtigkeit ereignete sich gleich Anfangs dieses Zeitraumes, die Besetzung der Stadt Aarau. Die Burger dieses Ortes hatten nicht nur allen Gehorsam versagt, sondern sich wirklich für unabhängig erklärt und sich Schritte erlaubt, die ihnen keineswegs competiren<sup>48</sup> konnten. Nun rafte unser im Aargau commandirende Divisions General von Büren<sup>49</sup> einige Bataillons in aller Eile zusammen und überfiel, ohne höhern Befehl, diesen widersetlichen Ort. Ohne Gegenwehr nahm er Besitz davon; es fielen gleichwohl doch einige Unordnungen und Gewaltthätigkeiten vor. Mehrere der dortigen Burger flüchteten daher zu Mengaud, dem Gründer ihrer vermeinten Freyheit, und fanden bey ihm Schutz und Unterstützung. Noch um vieles ungehaltener aber ward er von dänn an auf Bern.

Die Zeit der Unterhandlungen ward beydseitig benutzt, um sich zu verstärken. Die französische Armee wuchs bis auf 40000 Mann an, und wir brachten unsre Truppen, mit Inbegriff der Eidgenößischen, Bern zugezogenen Contingente, auf etwa 30000 Mann. Schon in der Zahl also ein großes Mißverhältniß! Und denn waren es die geübtesten Krieger Europens, mit welchen sich unsere schwerfälligen Militzen messen sollten. Der Kampf war gar zu ungleich, und dennoch zog sich unsere Manschaft an einigen Orten mit Ehren daraus. Vorzüglich aber fehlte es an allgemeinen, das Ganze umfaßenden Dispositionen. Es war kein Zusammenhang, keine Übereinstimmung darin. Auch an Officiers überhaupt und an tüchtigen insbesondere litten wir Mangel. Nebst dem waren ganze Bataillons, welchen wenig zu trauen war; Deputirte derselben erklärten sich, nicht Angriffsweise zu agiren, und auf die Eidgenößischen Succurs<sup>50</sup> Truppen war sich gar nicht zu verlaßsen.

Unter solch ungünstigen Aussichten geschah Französischer Seits der Angriff, und zwar unter zwey Mahlen zu einer Zeit, wo man der Unterhandlungen wegen davor sicher zu seyn glaubte. An demselben Tage, es war am 2<sup>ten</sup> März, capitulirten Freyburg und Solothurn. Unser stärkstes Corps mußte sich jetzt von Murten auf Güminnen<sup>51</sup> zurückziehen. Diese und andere Bewegungen der Truppen machten dieselben zum Theil mißmuthig, zum Theil aber erzeugten sie eine solche Wuth bey ihnen, daß sie wegen vermeinter Verrätherey einige Staabsofficiere auf das grausamste ermordeten. Manche andere entgingen kaum der gleichen Gefahr. Von drey Seiten, von Freyburg, Murten und Solothurn her, stand der Feind nicht weiter als 3 Stunden vor der Stadt, einer Stadt, die keiner Vertheidigung fähig ist. Viele riethen schon damahls auf eine Capitulation oder auf Annahme der vorgeschriebenen Friedensbedingniße; andere befürchteten auf diesen Fall für die Wuth der Truppen, die nach der Aussage vieler Officiers sich hartnäckig zu vertheidigen verlangten, sonst aber über das feige Bern herzufallen, die Stadt zu verbrennen und ihre nachgebende Obrigkeit zu maß-

criren drohten; noch andere hinterbrachten: die Truppen wollten nicht für die Aristocratie streiten; sie trauten dem Decrete vom 3. Februar<sup>52</sup> nicht und begehrten, zum Beweis, daß man ihm nachzukommen gedenke, die Einführung einer provisorischen Regierung. Man denke sich unsere Lage! Bedroht von Freunden und Feinden! Von allen Orten her die widersprechendsten Nachrichten; kein einziger zuverlässiger Bericht von dem wahren Verhalt der Sachen. Hiezu noch ein so sonderbares Betragen mancher höherer Commandanten, daß man sie weiter nicht gebrauchen konnte oder sonst nicht wußte, was man von ihnen denken sollte.

Mitten im Drange dieser Umstände entschloß sich endlich die Regierung, am 4<sup>ten</sup> März früh in der Nacht ihre Gewalt niederzulegen; gewiß eine rührende Scene! Sie übertrug solche den 52 Volksrepräsentanten, um sich auf der Stelle 52 der jetzt ausgetretenen Regierungsglieder nebst einem Präsidenten beyzutragen. Aus diesen 105 Personen bestand unsre provisorische Regierung. Die Auswahl der alten Standsglieder fand allgemeinen Beyfall; nur verwunderte man sich, soviele der heftigsten Aristocraten darunter zu finden. So ward auch die vormalhige Militaircommiſſion ganz wieder gewählt. Allein dieses Nachgeben brachte gar keinen Vortheil. Brune wollte deswegen keine beßern Conditionen zugeste[he]n. Nach der mundlichen Aussage des an ihn gesandten Abgeordneten sollten wir uns inner einer gegebenen Frist entscheiden; aber viele Stunden vorher schon wurden wir angegriffen. Auf beynahe allen Puncten ging es fast zu gleicher Zeit los. Es war ein fürchterlicher Morgen, der des 5<sup>ten</sup> März. Von Freyburg und von Solothurn her drangen die Franzosen ein. An beyden Hauptpäßen, nahmlich zu Neuenegg, wo Oberst von Graffenried<sup>53</sup> den Feind wieder über die Brücke zurücktrieb, so wie an manchen Zwischenorten setzte es hartnäckige Gefechte ab; aber die Feinde rückten doch von beyden Seiten immer weiter vor, so daß man nicht wußte, von welcher her die Gefahr am größten sey. Unsere Bataillons und einzelne Compagnien marschirten hin und her; es herrschte überall die größte Verwirrung. Die unbewehrten drängten sich nach dem Zeughause und forderten Waffen; die Burger eilten ihren Sammelplätzen zu. Überall brannten die Wachtfeuer, und zu Stadt und Land erschall der beängstigende Klang der Sturmglee. Gegen Mittag endlich war die größte feindliche Colonne unter General Schauenburg, der von Solothurn hergekommen war, schon ganz nahe bey der Stadt. Noch dauerte das Feuer fort, und der Kriegsmanier unkundig, hatten sich unsre Truppen selbst nach angetragener Capitulation noch so betragen, daß wir eine Plünderung besorgen mußten. Mit dieser doch ward uns verschont. Wir erhielten Freyheit des Gottesdiensts und Sicherheit der Personen und des Eigenthums. Um die Stadt herum wurden doch viele Häuser geplündert, auch manche Gewaltthätigkeiten ausgeübt. An demselben Tage noch ward unsere bewehrte Mannschaft entwaffnet, und am folgenden mußte jeder Burger und Einwohner jede Art Waffen einliefern.

Wenn man das gegenseitige Verhältniß, die auf beyden Seiten getroffenen Anstalten und die Organisation der beyden Armeen erwägt, so wird man sich keineswegs über diesen unglücklichen Ausgang verwundern, besonders denn nicht, wenn man weiß, daß wir keine sichern Berichte von den feindlichen Dispositionen hatten, die Franzosen aber von allem, was bey uns vorging, auf das genaueste unterrichtet waren. Indeſſen doch hielten sich unsre Truppen an einigen Orten vorzüglich gut, und die

Officiers zeigten überhaupt vielen Muth. In Neuenegg z[um] B[eispiel] trieben einige unsrer Bataillons die Eroberer von Italien zu eben der Stunde wieder über die Gränzen zurück, als Bern übergang. Achtzehn Canonen nahmen sie ihnen wieder ab, welche sie früh Morgens erobert gehabt hatten. Feindliche Officiers bezeugten, daß sie nur wenigen so hitzigen Gefechten beygewohnt hätten. Auch an andern Orten zeigten einzelne Bataillons Muth und Standhaftigkeit, alldieweil hingegen andere gleich auf den ersten Schuß davon liefen. Von den eidsgenößischen Hülfs Truppen aber hatten wir gar keinen Nutzen. Als sie von ihren Standquartieren ausmarschiren sollten, verließen sie uns treüloser Weise und zogen nach Haus. Die Zürcherischen capitulirten für sich. Wie groß unser Verlust sey, kann wenigstens zur Zeit noch nicht bestimmt werden. Viele für todt gehaltene finden sich wieder vor, und manche noch werden unter den Gefangenen anzutreffen seyn, deren Befreyung man erst nach 5 Wochen Zeit hat auswirken können. Unserseits hingegen hatten wir keine französische Gefangene, weil unsre Militzen kein Quartier gaben, aber an Todten haben sie ziemlich viel Leute eingebüßt. Unser Verlust bestand immer doch aus mehreren hundert Mann. Unter diesen zählte man 15 Officiers aus der Burgerschaft von Bern, von welchen doch 5, unter andern auch der Ober General von Erlach, von unsren eigenen Leuten auf eine so niederträchtige als grausame Weise mißhandelt und todtgeschossen oder todtgeschlagen wurden. Bey dem unglücklichen Ausgang der Sachen schrie alles über Verrätherey, und jeder Officier war in der größten Lebensgefahr. Es brauchte weiter nichts als einer Epaulette, um einen solchen Verdacht auf sich zu laden. Auf wie viele Officiers ward nicht geschoßen oder doch angeschlagen? Eine bedeutende Anzahl derselben rettete sich mit einem oberländischen Bataillon, und sie mußten sich noch einige Tage verborgen halten; denn noch den zweiten und dritten Tag dauerte diese Volkswuth fort. Kein Städter durfte sich aufs Land wagen, und ohne die französische Besatzung wäre höchst wahrscheinlich Bern in einen Aschenhaufen verwandelt, so wie der größere Theil der Burgerschaft grausamerweise umgebracht worden. Alles drohte, fürchterliche Rache an uns zu nehmen. Und was sonderbar ist, eine gleiche Stimmung zeigte sich nicht nur in der umliegenden Gegend, sondern gerade zu gleicher Zeit äußerte sie sich auch an den entferntesten Gränzen des Cantons. So mußten einige Landvögte flüchten, und mehrere Schlößer wurden geplündert. Unkenntlich erschien hier unser sonst so gutes, so friedliches Landvolk. Nicht Unzufriedenheit doch über die alte Regierung war das Motiv dieses wilden Betragens, sondern immer nur die Idee von Verrätherey und Seelenverkäuferey leitete hierin die verirrte Menge. Unser Volk wollte nichts von den Franzosen, und dieß beweist mehr wie alles übrige, wie übel wir gefahren wären, wenn wir uns nicht zu vertheidigen gesucht hätten. Diese Betrachtung allein kann uns einigermaßen über den Verlust so vieler unsrer Brüder trösten. Von früher her hätte man freylich die Sachen anders einleiten können und sollen; aber von der Mitte des Jänners oder Anfangs Februars weg war es zu spät.

Im Krieg überwunden, wurden wir von den Franzosen als ein erobertes Land behandelt. Von ihrem Eintritte an setzten sie sich sogleich in den Besitz unsrer Caßen, unsers Schatzes und unsers Zeughäuses. Geld, Canonen und kleine Gewehre werden seitdem unablässig weggeführt. Den Werth des Zeughäuses schätzt man auf mehrere 10, 12 oder noch mehr Millionen. Im Schatze sollen noch bey 8 Millionen Pfunde

gelegen haben. Auch die Titel zu unsern außer Lands belegt gewesenen Capitalien sind auf Paris transportirt worden. Überhaupt schätzt man den Verlust an Staatsvermögen auf etwa 26 Millionen Pfunde. Rechnet man hiezu die Getreidelieferungen aus den obrigkeitlichen Magazinen, die Pferde Requisitionen u[nd] d[er]gl[eichen] m[ehr], so sieht man, daß Frankreich uns nicht umsonst den Krieg gemacht hat. Weiter aber hat Bern noch alle seine Domainen und andern Einkünfte in den drey abgerissenen Helvetischen Cantonen Leman, Aargau und Oberland verloren. Es ist selbst ungewiß, ob dem Canton irgend ein Cantons Vermögen bleiben werde, oder ob nicht alles der Nation zufalle? Es ist zu besorgen, die Stadt Bern werde zu einer der ärmern Gemeinden des Landes versinken, wenn man einmahl ihre Einkünfte mit den großen Auslagen vergleicht, die sie immer zu bestreiten haben wird. Wie ungerecht wäre aber dieß nicht, da ursprünglich alles Staatsvermögen bloßes Stadtgut war. Außer dem ist der Schaden der Particularen, der Druck, den sie leiden, incalculabel<sup>54</sup>. Von den ehemaligen Regierungsgliedern hat man bereits eine Contribution von 3 p[ro] C[en]to ihres liquiden Vermögens beygetrieben. Jetzt ist eine neue von 6 Millionen Franz[ösischen] Franken für Bern ausgeschrieben, auf eben dieser Clafe und den patricischen Familien zu erheben. So werden wir bey einem ohnehin mäßigen Vermögen und den noch immer fortdauernden starken Einquartierungen vollends zu Grunde gerichtet.

Den Tag nach der Einnahme kam der Obergeneral Brune selbst auf Bern. Er bestätigte die bereits eingesetzte provisorische Regierung, verlangte von uns, daß wir Jemanden auf Paris schicken möchten, und lud uns ein, eine freye Constitution anzunehmen. Es war aber dieß eine traurige Regierung; aller Mittel und alles Gewalts beraubt. Indes konnte sie sich doch aller Unterstützung von Seite des Generals rühmen und anbey sich schmeicheln, das Zutrauen der Bürger zu genießen. Allein nach der Hand<sup>55</sup> fand sie Brune zu aristocratisch, wollte nicht mehr mit ihr correspondiren und machte ihr ein Ende. Unabläßig ließ sie doch an einer neuen eigenen Constitution arbeiten; allein bald verschwand die Hoffnung, sich eine solche selbst geben zu können, denn es ward uns in kurzem eine andere, von unserm eigenen Entwurfe total verschiedene Constitution zur Annahme vorgelegt oder vielmehr aufgedrungen.

Am 9. März ward auf dem Rathhaus Platz der erste Freyheitsbaum gesetzt. Die Französische Generalität und die provisorische Regierung wohnten dieser Ceremonie bey. Die lermende Musik belebte einigermaßen den Zug, sonst hätte man ihn für ein Leichenbegägniß nehmen können. - Außer den Gliedern der provisorischen Regierung war Niemand rechtliches zugegen, gar kein Frauenzimmer, und selbst der Pöbel nahm wenig Theil an diesem Feste. Seitdem sind noch zwey dergleichen Bäume gepflanzt worden; aber diese fast incognito. Einige wenige Intriganten betrieben die Sache. Für dergleichen Dinge ist unser Volk beynahe ganz unempfänglich. Es hält mehr auf der Sache als auf dem Scheine und fürchtet nicht ohne Grund, über dem Abzeichen von Freyheit und Gleichheit möchte es um seinen wahren Wohlstand kommen und seine in hohem Grade genossene bürgerliche Freyheit verlieren. Überhaupt stand die Regierung zu Stadt und Land in Ansehen. Groß ist noch jetzt, trotz allen fränkischen Proclamationen, die uns zu den fürchterlichsten Tirannen machen, die Achtung für dieselbe, und vielen Regierungsgliedern wird noch immerfort ein schätzbares Zutrauen bewiesen. Jedermann gesteht, daß die neue Regierung die alte nicht

ersetzen werde; sie wird auch, alles zusammen genommen, kostbarer<sup>56</sup> seyn als diese. Man darf fast gar behaupten, Jedermann (ich nehme die Städter in der Waadt und zu Aarau aus) hätte sie gerne beybehalten. Allein der Geist der Zeiten und Frankreich forderte auch unsere Staatsumwälzung.

Eine geraume Zeit über wußten wir nicht, was für eine Constitution wir annehmen sollten und wie es mit unsren eidsgenößischen Verbindungen stehen würde. Erst ward die Landschaft Waadt als Lemanische Republik von uns abgerissen; dann forderte man die provisorische Regierung des ganzen übrigen Cantons Bern auf, sich eine Constitution zu machen. Kaum geschah das, so ward auch das Aargau bis auf Aarburg und Zofingen und wenige Tage darauf das ganze Oberland, fast ganz gegen ihren Willen, davon getrennt und jedes zu einem besondern Canton erhoben. Ebenso legte der französische General<sup>57</sup> die Ämter Erlach und Nidau, nebst der Hälfte von noch zwey andern, dem Canton Freyburg bey; diese doch konnten bald wieder sich an uns anschließen. Es hatte wirklich einige Tage über den Anschein, als ob man den Canton Bern ganz vernichten wolle. Betreffend die Schweitz überhaupt, so sprach man gleich Anfangs davon, daß sie nur einen Staat ausmachen sollte. Nachher schuff Brune drey besondre Republiken daraus: die Rhodanische, welche die italiänischen Landvogtreyen, das Wallis, das bernische Oberland, den Canton Freyburg und die ganze Waadt in sich faßen sollte, eine wahre Mißgeburt, die nach acht tägigem Leben bereits wieder erstickt ward; die Republik des Tellsgau, die aus den democratichen Cantonen bestehen sollte, die aber nicht einmahl zu eigenem Bewußtseyn kommen konnte, nie ihre Existenz ahndete; und endlich die helvetische Republik, welche die übrige Schweitz in sich begreifen sollte. Jetzt aber soll alles zusammen nur eine Republik ausmachen, noch aber haben sich die democratichen Cantone nicht entschließen können, derselben beyzutreten. Vielleicht brauchs noch Gewalt der Waffen dazu. Ein französischer Commiſarius, Lecarlier<sup>58</sup>, der seit Brune's Abreise mit dem Minister Mengaud das politische Fach übernommen hat, wird hierüber verordnen; denn freyen Willen hat man keinen mehr.

Mit der Constitution selbst und unsrer besondern Regierung gings eben so sonderbar zu. Brune hatte die provisorische Regierung bestätigt und ihr die Verfertigung einer Constitution aufgetragen. Deſſen ungeachtet ließ er auf den 22. März die Urversammlungen ausschreiben, um Wahlmänner zu ernennen, welche eine neue provisorische Regierung niedersetzen sollten. Den Tag zuvor kam aber der Befehl, man möchte zugleich dem Volke diejenige helvetische Constitution zur Annahme vorlegen, die Basel bereits angenommen hatte. Natürlicher Weise ging diese Annahme, wenn schon ohne Prüfung, gleichwohl doch ohne Widerrede durch. Nun glaubte man eine bestimmte Constitution zu haben. Keineswegs. Wenige Tage nach dieser feyerlichen Annahme erscheint ein Decret von Lecarlier, wordurch er bekannt macht, daß man censirt [?] seyn solle, eine andere, zwar ähnliche, aber doch in mehreren wichtigen Puncten wesentlich von der dem Volke vorgelegten verschiedene Constitution angenommen zu haben. Ob es jetzt bey dieser bleibt, das mag der Himmel wiſſen! Sie hat denselben Zuschnitt wie die der neuern Republiken, fünf Directoren, einen großen Rath und einen Senat. Jeder der 22 Cantonen hat seinen von dem Directorium abhängenden Statthalter. Aarau ist provisorisch der Sitz der Regierung, sie kann aber da

wegen Mangel an Platz nicht bleiben. Wirklich sind die Repräsentanten von mehreren Cantonen hingereist und haben sich constituirt, eine National Cocarde von Roth, Gelb und Grün<sup>59</sup> gewählt u.s.w.

Die Urversammlungen unsrer Stadt, deren zwey Gemeinden jede eine besondre hatte, liefen nicht nur gut und still ab, sondern ihre Wahlen fielen auch so aus, daß man allgemein damit zufrieden war. Alle angesehenen, rechtlichen Leüte gingen hin, nur die vormahligen Regierungsglieder nicht, weil sie durch Brune von der Beywohnung ausgeschlossen worden sind, so wie ein ganzes Jahr lang von jeder öffentlichen Function. Unsere Municipalität, obschon von allen Einwohnern der ganzen Stadt gewählt, besteht doch einzig aus alten Regiments fähigen Burgern; alles Leüte, die sich das Beste unseres Stadtwesens eifrigst laßen angelegen seyn und die das Zutrauen und die Achtung der ganzen Stadt genießen. Alle sind fähige, thätige, rechtschaffene Männer. Auch die von den hiesigen Urversammlungen gewählten Electoren machen derselben Ehre. Einige Söhne vormahliger Standsglieder wurden dazu ernennt, aber Brune, obschon er doch dieser wegen keine Ausnahme gemacht hatte, fand dennoch gut, dem frey geäußerten Willen des Volkes Eintrag<sup>60</sup> zu thun und schloß ganz eigenmächtig drey derselben von dem Wahlcorps und einen von der Municipalität aus. Einige Freyheitsprediger hatten sich zwar alle Mühe gegeben, um Stimmen zu bitten und sich bey dem Volke beliebt zu machen, aber diese Niederträchtigen kamen nicht einmahl in Vorschlag oder hatten höchstens 3 bis 6 Stimmen. Es ist wirklich zur Verwunderung schön, wie die Burgerschaft und die Einsaßen von Bern bey dieser Gelegenheit eine Stimmung gezeigt haben. Vorzüglich mit aus dem Grunde konnte auch kein revolutionairer Clubb emporkommen. Es wurden zwar durch Aufstiftung von Fremden wiederholte Versuche dazu gemacht, aber der allgemeine Widerwillen der Einwohner, verbunden mit den durch das Militair kräftig unterstützten Verfügungen der angestellten Behörden machten jeden Versuch scheitern.

Wie die Wahlmänner in der Stadt, so sind auch die auf dem Lande überhaupt gut ausgefallen. Auch sie hinwieder wählten brafe Leüte zu den verschiedenen Stellen, die sie zu besetzen hatten. Ein einziger aus ihnen, ein Gemeindesvorsteher, kann als ein Opfer der Aristocratie betrachtet werden. Dieser Mann ist von der vormahligen Regierung seines mehr unklugen als wirklich ungehorsamen Betragens wegen, das er sich bey Anlaß des letzten Truppen Aufgebothes zu Schulden kommen ließ, zur Einschließung auf der Festung Aarburg verfällt worden<sup>61</sup>. Allen Gewählten muß man das zur Ehre nachreden, daß sie, so viel man bemerkt, viel guten Willen zeigen und sich keine Mühe und Arbeit verdriessen lassen. Die meisten sind aber der Geschäfte ganz unkundig; gute, ehrliche Landleüte. Wirklich herrschte bey dem Wahlcorps eine Art Eifersucht auf die Städter. So sind unter den 12 Repräsentanten auf Aarau<sup>62</sup> nur 3 Städter, und an dem Cantonsgerichte von 13 Mitgliedern sitzen nur 2. Auch die Cantons Verwaltungskammer hat ihrer nur 3. Doch sind unter ihnen übrigen Beysitzern auch noch Leüte, die sich zu Städtern qualificiren. Die Kammer sucht aber diesem Übel dadurch zu begegnen, daß sie ihren Committees sachkundige Männer zuzieht und auf ihren Vortrag alle Rücksicht nimt. Auf dem Fuße macht es sich nach. – Jeder Burger, er sey ein Regierungsglied gewesen oder nicht, rechnet es sich auch zur Pflicht, jedem an ihn gelangenden Auftrage willigst zu entsprechen. Es ist jetzt weit

mehr Gemeingeist unter uns wie vorher. So sehr man sich überhaupt gegen eine Staatsveränderung sträubte; so sehr ist doch jetzt Jedermann der Meinung, man müsse den Gang der Revolution und unsrer neuen Constitution keinen Eintrag, sondern vielmehr allen Vorschub thun. Kein Gedanke also von einer Contre-Revolution. Ruhe, Ordnung, Sicherheit, das ist, was jeder wünscht und sucht, aber auf keinem andern Wege zu finden glaubt, als auf dem der Hingebung in die gegenwärtige Ordnung der Dinge. Eben deswegen haben auch nur wenige Personen emigriert. Unter diesen zählt man den Schultheißen von Steiger, der sich von jeher als Anti Revolucionair auszeichnete und daher wohl daran that, einen sichern Aufenthaltsort zu suchen. Er strebte nach dem Glücke, den Tod fürs Vaterland zu sterben, und zog am 4. März mit zu Felde, aber dieses schöne Loos sollte ihm nicht zu Theil werden.

Hätten wir nicht noch immer starke Truppen Einquartierungen; müßten wir nicht beträchtliche, uns zu Grunde richtende Contributionen bezahlen und die Auflegung noch stärkerer befürchten; sähen wir nicht unsre ehemahlichen ersten Magistraten als Geisel wegführen; so würden wir uns bald in unsre veränderte Lage zu finden wissen. So aber leiden wir weit mehr von den bangen Sorgen des ungewissen Schicksals, das unser noch erwarten dürfte, denn wir sind nur noch am Anfange unsers Elendes, als aber von dem Unglücke, das uns bereits betroffen hat. Wer indeß Bern kennt, wird sich gestehen müssen, daß unser Schaden, unser Verlust unersetzlich groß ist. Die Regierung und was davon abhing war für die meisten burgerlichen Familien eine eigentliche, für viele die einzige Erwerbsquelle. Selbst die, welche nicht in Bedienungen<sup>63</sup> standen, zogen wenigstens mittelbarer Weise einen sehr großen Vortheil davon. Auch die Bedürftigen wurden mehr als reichlich besteuert<sup>64</sup>. Und nun werden alle diese Hülfsmittel mit den darauf gebauten Hoffnungen und für sicher gehaltenen Aussichten einer ganzen zahlreichen Cläße von Menschen auf einmahl, wie durch einen Zauberschlag, abgeschnitten. Was die Folgen davon seyn, was aus uns werden werde, das wird die Zeit lehren.